

Erich Haenisch

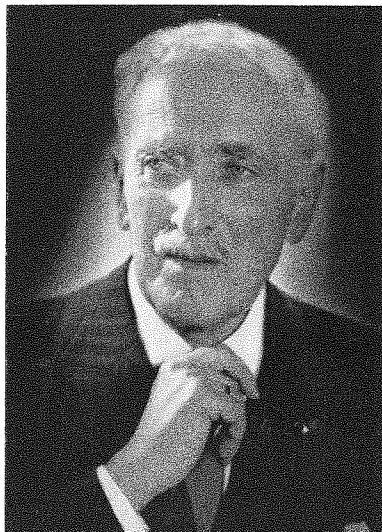
27. 8. 1880 – 21. 12. 1966

Mit Erich Haenisch, dem früheren ordentlichen, sodann korrespondierenden Mitglied unserer Akademie ist der letzte Sinologe aus der Gründerzeit des Fachs dahingegangen. Als Haenisch 1903 in Berlin bei dem außerplanmäßigen Professor Wilhelm Grube (1855–1908) mit einer Arbeit „Die chinesische Redaktion des Sanang Setsen, Geschichte der Ostmongolen, im Vergleich mit dem mongolischen Urtexte“ promovierte, gab es im ganzen deutschen Reich keine einzige planmäßige Professur für Sinologie, abgesehen von der reinen Sprachprofessur am Berliner Seminar für Orientalische Sprachen. Als akademische Fachdisziplin war die Sinologie vor Errichtung des ersten Lehrstuhls (in Hamburg 1909) noch nicht an den deutschen Universitäten planmäßig vertreten. Das Fach zu studieren bedeutete also damals, sich einer ungewissen Zukunft auszusetzen. Freilich bot damals, im Zeitalter des aufblühenden Welthandels und der allmählichen Verflechtung Ostasiens in die Politik der Großmächte, China selbst für junge Akademiker noch genug Möglichkeiten

der Betätigung. Eine solche Gelegenheit ergriff Haenisch 1904, als er eine Stelle als Lehrer des Deutschen an der Militärschule von Wu-ch'ang antrat, die von dem „Vizekönig“ Chang Chih-tung ins Leben gerufen worden war. Bis zum Revolutionsjahr 1911 weilte Haenisch in China und lernte auf vielen Reisen das China des Ancien Régime kennen, das China des konfuzianisch geprägten Kaiser- und Beamtenstaates. Eine Welt, die dem heutigen Sinologen nur noch aus historischen Texten entgegentritt, war für Haenisch noch lebendige und erlebte Gegenwart. Nach Deutschland zurückgekehrt, arbeitete er zunächst als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Berliner Museum für Völkerkunde unter dem großen F. W. K. Müller, dem Begründer der zentralasiatischen Studien in Deutschland. 1913 habilitierte Haenisch sich in Berlin, doch wurde die hoffnungsvoll begonnene Laufbahn durch Kriegsdienst und Gefangenschaft unterbrochen. Das Jahr 1920 brachte dem Heimkehrer die Ernennung zum beamteten ao. Professor für chinesische Kolonialsprachen (Mandschu und Mongolisch) an der Universität Berlin. Nach kurzer Tätigkeit in Göttingen wurde Haenisch 1925 Nachfolger von August Conrady in Leipzig und übernahm nach der Emeritierung von Otto Franke 1932 dessen Berliner Lehrstuhl. Damit konnte er von sich sagen, was er stets zu bemerken pflegte, wenn ein Gelehrter die ihm zukommende Lebensstellung erreicht hatte: *té ch'i so* „er hat seinen Platz gefunden“. Mit Sorgfalt und Hingabe wurde das Berliner Sinologische Seminar ausgebaut und es bedeutete deshalb für Haenisch einen nie mehr verwundenen Schmerz, daß das Seminar 1945 ein Opfer des Krieges wurde. Aber eine glückliche Fügung war es, daß Haenisch 1946 auf das neugegründete Ordinariat für Ostasiatische Kultur- und Sprachwissenschaft in München berufen wurde. 1952 konnte er sich in dem Bewußtsein emeritieren lassen, der Sinologie in München eine neue Heimstatt geschaffen zu haben. Zunächst auf Herrenchiemsee, dann in Stuttgart verbrachte er seine Altersjahre, bis in die letzten Tage eines erfüllten Lebens unermüdlich tätig.

Der heutige Student der Sinologie kann sich kaum noch vorstellen, was es zu Anfang unseres Jahrhunderts bedeutete, ein Fach zu studieren, für das die wissenschaftlichen nach westlicher Methodik abgefaßten Hilfsmittel erst noch geschaffen werden

Erich Haenisch
27. 8. 1880 – 21. 12. 1966



mußten. Man war noch weitgehend auf die chinesischen Handbücher und Nachschlagewerke angewiesen, deren Benutzung umständlich und zeitraubend ist. Damals kam den Mandschuübersetzungen chinesischer Texte noch eine große Bedeutung zu, da sie in einer syntaktisch und morphologisch leicht durchschaubaren Sprache abgefaßt sind. Doch war damals das heute fast unentbehrliche Japanische als Hilfssprache für den Sinologen noch nicht in Erscheinung getreten, und von einer nennenswerten Sekundärliteratur in Chinesisch oder Japanisch konnte noch nicht die Rede sein. Dafür wandte man sich viel unbefangener als heute der Textlektüre zu als dem einzigen Mittel, Erfahrungen und Fertigkeit zu erlangen. Haenisch hat also im Laufe seines langen Lebens, das ihn als ersten deutschen Sinologie-Professor von einer Fachpromotion zum Ordinariat führte (Otto Franke hatte in Indologie promoviert, Alfred Forke in Rechtswissenschaft), das Aufblühen des Fachs von seinen Anfängen an erlebt und mitgestaltet, aber stets dabei an der Vorrangigkeit der Textübersetzung festgehalten. Der größte Teil seiner Werke sind Textarbeiten – das historisch problembezogene Arbeiten pflegte er weniger und ließ es allenfalls auf der Grundlage sorgfältiger wörtlicher Übersetzung aus den Quellen gelten. Man darf wohl sagen, daß kaum ein anderer Sinologe mehr Quellentexte gelesen und zwar wirklich gelesen hat als Haenisch. Davon zeugen auch die noch unveröffentlichten Arbeiten, deren Edition aus dem Nachlaß durch seinen Schüler Peter Olbricht in Angriff genommen wurde. Sinologie war für Haenisch ein philologisches Fach und es ist bezeichnend, daß er immer seine Schüler vor der Beschäftigung mit Texten warnte, die seiner Meinung nach den Studenten nicht das solide Handwerk des Übersetzens lehren konnten. Lyrik oder philosophische oder gar mystische Texte ließ er in Forschung und Lehre bewußt beiseite und legte stets Wert auf das, was als das chinesische Analogon zu Caesar und Livius erscheinen mochte. Die chinesische Philologie auf den Stand der anderen orientalischen Philologien zu bringen war stets Haenischs Bestreben. Ihm ist der „Lehrgang der chinesischen Schriftsprache“ zu danken, ein Unterrichtsbuch, das sich heute einen festen Platz nicht nur an deutschen Universitäten erworben hat.

Das reiche Lebenswerk des Verstorbenen, über das die Bibliographie in der ihm gewidmeten Festschrift „Studia Sino-Altaica“ (Wiesbaden 1961) Auskunft gibt und das noch während der letzten Jahre durch eine Reihe größerer Arbeiten abgerundet worden ist, zeigt eine bemerkenswerte Geschlossenheit. Die polyglotte Literatur Chinas unter den Erobererdynastien der Mongolen und der Mandschu hat ihn immer wieder, seit seiner Dissertation, beschäftigt. Hierzu befähigte ihn nicht nur seine gründliche Beherrschung der chinesischen Schriftsprache, sondern eine ebenso fundierte Kenntnis der „Kolonialsprachen“ Mandschu, Mongolisch, Oiratisch und Tibetisch; ja auch Osttürkisch bezog er gelegentlich in seine Forschungen ein. Immer wieder aber zog es ihn zur Arbeit am Mittelmongolischen, und zur Krönung seiner Forschungen wurde die erstmalige Herstellung des mongolischen Wortlauts der „Geheimen Geschichte der Mongolen“ aus dem chinesischen Urschrifttext, ihre lexikalische und grammatische Erschließung, sowie zuletzt die Übersetzung dieses umfangreichen ältesten literarischen Denkmals der Mongolen (1941). Allein diese Leistung würde genügen, ihm einen Ehrenplatz unter den großen deutschen Orientalisten zu sichern. Wenn in den letzten zwanzig Jahren im In- und Ausland eine ganze Literatur um die „Geheimen Geschichte“, ihre historischen und linguistischen Probleme entstanden ist, so hat Haenisch dazu die Grundlage geschaffen. Das Quellenmaterial für die Eroberungen Chinas im 17. und 18. Jahrhundert beherrschte er in einzigartiger Weise, und wenn jemals eine Geschichte der Expansion Chinas in jener welthistorisch bedeutsamen Epoche geschrieben werden wird, kann sie sich auf zahlreiche textliche Vorarbeiten Haenischs stützen. Niemand wäre geeigneter gewesen als er, eine solche Geschichte zu schreiben, aber die Darstellung historischer Phänomene zog ihn weniger an als die Arbeit an den Quellen selbst – leider, wie wir sagen müssen, denn in manchen kleineren Abhandlungen und Vorträgen hat er gezeigt, daß er anschaulich und lebendig zu schildern wußte.

Es wäre aber irrig, wollte man die Bedeutung Haenischs nur von der Seite des Quellenstudiums her sehen. Immer wieder hat er sich, namentlich in den rein sinologischen Arbeiten, mit Grundproblemen des chinesischen Staats und seiner Geschichte ausein-

andergesetzt, namentlich aber mit dem Widerstreit von konfuzianischer Ethik und Realpolitik. Die chinesischen Schriften, in denen es um das Ethos des *chün-tzu* geht, des Edlen, der auch in schwieriger Lage und Gefahr unbeirrbar dem Ruf der Pflicht im Sinne des moralisch als richtig Erkannten folgt, berührten in dem bewußten Preußen Haenisch wahlverwandte Wesenszüge. Haenisch hat einmal von Otto Franke gesagt, er sei ein Mann des *chih*, des „Willens“ gewesen. Würde man für Haenisch eine solche Devise zu wählen haben, so müßte es die konfuzianische Kardinaltugend der Rechtlichkeit (*i*) sein. Ihr ist er immer treu geblieben, aus tief konservativer Grundhaltung heraus, die ihn auch in den Jahren des Nationalsozialismus jegliche Konzession an das damalige System verschmähen ließ. Zwischen 1933 und 1945 sah man an seinem Rockaufschlag allenfalls das E. K. aus dem Ersten Weltkrieg, und mancher Eingeweihte weiß, wie sehr er sich damals furchtlos für verfolgte Kollegen eingesetzt hat. Mit unbeirrbarem Gerechtigkeitssinn übte er auch seine Lehrtätigkeit aus und förderte seine Schüler bei aller persönlichen Zurückhaltung durch Rat und Tat. Bescheidenheit hielt ihn auch davon ab, akademische Ehrenämter anzustreben. Viele Auszeichnungen wurden ihm zuteil – Ehrenmitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, die Mitgliedschaft der Akademien zu Berlin, Leipzig und München, zuletzt (1952) die Mitgliedschaft der Friedensklasse des Ordens Pour le Mérite – aber Haenisch betrachtete alle Ehrungen nur als eine Anerkennung des Fachs und bezog sie nicht auf eigene Leistung, die ihm doch wahrlich ein Anrecht darauf gegeben hatte.

Viele Schüler in aller Welt, Mitarbeiter und Freunde des Verstorbenen werden sich in Zukunft wohl an Erich Haenisch erinnern, wenn sie in den „Gesprächen des Konfuzius“ (*Lun-yü* XV, 17) lesen: „Wer Rechtlichkeit zur Grundlage macht und Sittlichkeit zur Rechtschnur seines Wandels, bescheiden ist beim Hervortreten und zuverlässig in der Ausführung, der fürwahr ist ein Edler“.

Herbert Franke